

<b>Zeitschrift:</b>	Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
<b>Herausgeber:</b>	Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen
<b>Band:</b>	39 (1968)
<b>Heft:</b>	12
<b>Artikel:</b>	Die Suche nach dem Weihnachtsstern
<b>Autor:</b>	Dutli-Rutishauser, Maria
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-807207">https://doi.org/10.5169/seals-807207</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

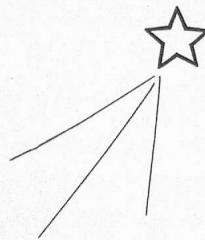
### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Suche nach dem Weihnachtsstern



Christa dachte: Wenn er heute abend heimkommt, will ich es ihm sagen. Letztes Jahr fand ich den Mut nicht. Er muss es doch verstehen. Oder glaubt er wirklich, es mache mir nichts aus? Ich hätte es eben schon früher sagen müssen, vor dem ersten gemeinsamen Weihnachtsfest. Nun hat sich Markus daran gewöhnt, dass wir zu seinen Eltern fahren und dort die Feiertage verbringen. Wie kann ich ihm begreiflich machen, dass ich einen ganz andern Wunsch habe?

Die Unsicherheit steigerte sich, je näher der Abend kam. Christa wusste eigentlich ganz sicher, dass sie nicht mit Markus reden würde. Wenn er heimkam, fröhlich, das gute Nachtessen und den schönen, gemeinsamen Abend in der gemütlichen Stube erwartend, brachte sie es nicht über sich, ihn mit einer Sache zu belasten, die ihm zuwider war. Ihre vierjährige Ehe war gut und harmonisch, sie lebte noch immer von der jungen Verliebtheit und hatte den Glanz der ersten Zeit behalten. Weil sich bis dahin noch keine Kinder eingestellt hatten, konnten sie sich manches Angenehme leisten. Wenn es Christa jetzt aber richtig überlegte, bestand der Friede zwischen ihr und Markus darin, dass sie sich seinem Willen fügte. Er bestimmte, und sie gehorchte gern. Bisher war es ihr nur nicht aufgefallen, dass alle Entscheidungen von Markus gefällt wurden. Sie fuhren ans Meer, wenn ihn nach Sonne gelüstete, sie machten Wanderungen in den Bergen, so oft er darnach verlangte. Und sie gingen zu seinen Eltern an Weihnachten, weil es ihm dort so gut gefiel. Der Kreis der Gedanken schloss sich wieder. Hatte sie nicht das Recht, einmal einen Wunsch zu haben? Ge- wiss, Markus beschenkte sie reichlich, und es war schön, in seiner grossen Familie zu feiern. Aber da gab es das Erlebnis aus der Kinderzeit. Ihre Mutter, früh verwitwet und mit zwei Kindern allein gelassen, hatte die Mittel nicht, an Weihnachten Geschenke zu machen. Sie gab den kleinen Mädchen, was sie brauchten — Schuhe und Kleider, aber kaum einmal reichte es für ein Spielzeug. Und trotzdem waren die Weihnachtsabende von einer grossen Innigkeit erfüllt gewesen. Ein Tannenbaum strahlte mit Tand und Lichtern, der Mutter reine Stimme sang die schönen alten Lieder. Und mitten in der Heiligen Nacht, bevor die Glocken des Herrn Ankunft verkündeten, gingen sie miteinander, angetan mit den neuen Schuhen und warmen Mützen, aus der Wohnung. «Wir wollen den Weihnachtsstern sehen», sagte die Mutter, «er leuchtet so hell, weil er uns hinweisen will auf das Wunder dieser Nacht. Nicht was Menschen einander schenken, ist wichtig. Es kommt nicht einzig darauf an, dass wir jetzt wie die Hirten den Erlöser finden.»

Durch die Jahre der Kindheit war der Gang in der Christnacht für sie das grosse Erlebnis gewesen. Manchmal verdeckten Wolken oder fallender Schnee den Himmel. Aber sie waren nicht traurig. Die Mutter erzählte den Kindern die Weihnachtsgeschichte, so, als

würde sie sich eben jetzt, in dieser Stunde, ereignen. Die Kinder glaubten, der Himmel müsse sich öffnen und der Engel Heer werde über dem leeren Feld vor der Stadt erscheinen, die Geburt des Christkindes und den Frieden auf Erden verkündend.

Glänzte aber der Sternenhimmel über der winterlichen Erde, so begegnete den Kindern das Wunder auf unerhört eindringliche Weise. Der helle Stern war dann ein sehr naher Beweis für die Wirklichkeit dessen, was sie vom Kommen des Erlösers wussten. Der Glanz des Weihnachtssterns und der Glanz der Kinderaugen verschmolzen ineinander. Es tat wohl und weh zugleich, zu spüren, wie in diesem schönsten aller Sterne der Himmel sich zur Erde neigte mit einer grossen Verheissung.

Christa war später oft in die Mette gegangen, um die Weihnachtslieder zu hören, das Orgelspiel und die hellen Geigentöne, die Gott lobten und dankten für den erschienenen Erlöser. Aber sie musste stets an die Nächte zurückdenken, in denen sie mit der Mutter in grosser Stille dem Wunder der Heiligen Nacht begegnet war.

Auch jetzt wusste sie, dass ihr Herz von Weihnachten etwas anderes erwartete als Geschenke, ein gutes Essen im grossen Speisezimmer und die fröhliche Stimmung im Kreise der angeheirateten Familie. Sie war nicht undankbar und wusste es zu schätzen, dass Markus sie aus sehr bescheidenen Verhältnissen in seine gutschätzige Familie eingeführt hatte. Aber an Weihnachten hätte sie mit Markus allein sein mögen, nur einmal, um ihm zu erzählen, wie schön in ihrer Kindheit der Stern geleuchtet habe, was Mutter von der Geburt des Gottessohnes erzählte, wie tief sie damals, trotz der Armut — oder vielleicht ihretwegen — geglaubt und geliebt hatte. Jetzt, meinte sie, würde sie die Worte finden, es ihm zu sagen, ihn um das eine Weihnachtsfest zu bitten.

Die einzige rote Kerze, die Christa angezündet hatte, brannte mit steiler Flamme in die wachsende Dämmerung hinein. Christas Blick verlor sich im warmen Scheine des lebendigen Lichtes. Noch spürte sie den langgehegten Wunsch im Herzen, mit Markus in der Heiligen Nacht durch Schnee und Kälte den Weihnachtsstern suchen zu gehen. Aber leise, ohne dass sie es merkte, verwandelte sich vor ihrem geistigen Auge die Kerzenflamme in einen schönen, funkelnenden Stern. Sie dachte: Markus hat mir die Kerze geschenkt und gesagt, ich möge sie in einsamen Adventsstunden leuchten lassen. Markus hat alle die schönen Dinge gekauft, die unsere Stube schmücken. Markus wird mir den Teppich schenken, den ich mir für den Korridor wünsche. Markus kommt jeden Abend zeitig heim, er geht nicht kegeln, nicht in einen Verein, er trinkt nicht, er — — —.

Der helle Stern drehte sich rundum. Er wurde grösser und schöner. Und eine Stimme, die wie Mutters Stimme

klang, sagte: «Christa, der Stern heisst Liebe, sie allein zählt am Heiligen Abend.»

Sie merkte, dass Tränen aus ihren Augen fielen. Und durch diesen Schleier sah sie den Stern aus lauter Licht. Er bewegte sich nicht mehr. Dann war es bald nur noch die Kerzenflamme, die vor ihren Augen flakerte.

«Ach so ist das!» staunte Christa. Und sie wusste plötzlich, dass es nicht richtig war, mit Markus dem Stern entgegenzugehen. Sie hatte ihn schon gefunden, indem sie den kleinen, törichten Kinderwunsch aufgab, und Martin auch diesmal dorthin folgte, wo sie in seiner grossen Liebe geborgen war.

Maria Dutli-Rutishauser

## Vorkurs VSA

Anmeldung von Schülerinnen und von Praktikantenplätzen bis 31. Dezember 1968 an das

Sekretariat VSA  
Wiesenstrasse 2  
8008 Zürich

## Ein Lied ging um die Welt

«Stille Nacht, heilige Nacht» — seit 150 Jahren

Am 24. Dezember werden es 150 Jahre her sein, seit unser bekanntestes, in vielen Sprachen gesungenes Weihnachtslied «Stille Nacht, heilige Nacht» vom österreichischen Organisten Franz Xaver Gruber komponiert worden ist. Um die Entstehung und Verbreitung des Liedes rankt sich eine fast abenteuerlich anmutende Geschichte.

Franz Xaver Gruber wurde 1787 zu Hochburg in Oberösterreich als Sohn eines armen Leinenwebers geboren. Als Kind sass er selber am Webstuhl, doch tat sich schon früh sein Talent für die Musik kund. In freien Stunden und nachts schlich er sich zu seinem Lehrer, der ihn in der Musik und im Orgelspiel unterrichtete. Im Alter von zwölf Jahren musste er einmal seinen Lehrer an der Orgel vertreten, und er machte seine Sache so gut, dass er allgemeines Aufsehen erregte und sein Vater nun davon abliess, aus seinem Sohne einen Leinenweber zu machen. 1805 trat der 18jährige Gruber beim Stadtorganisten von Burghausen in die Lehre, und hier erhielt er auch seine Ausbildung zum Lehrer. Ab 1807 wirkte er als Lehrer, Organist und Messmer in Arnsdorf, und 1816 übernahm er auch noch die Organistenstelle im nahen Oberndorf.

In diesem Oberndorf nun war es, wo unser schönstes Weihnachtslied entstand. Kurz vor Weihnachten des Jahres 1818 versagte die Orgel der Pfarrkirche und war für den mitternächtlichen Weihnachtsgottesdienst nicht wiederherzustellen. Da mussten die beiden Verantwortlichen, der Kaplan Joseph Mohr und der Organist Franz Gruber, handeln. Kaplan Mohr verfasste das Gedicht «Stille Nacht, heilige Nacht» und brachte es am 24. Dezember zu Gruber mit der Bitte, «eine hierauf passende Melodie für zwei Solo-Stimmen samt Chor und für eine Guitarre-Begleitung schreiben zu wollen. Am Abend war das Lied fertig und wurde in aller Eile einstudiert. In der Mitternachtsmesse erklang es dann zum erstenmal für fremde Ohren. Mohr sang die Tenor- und Gruber die Baßstimme, und ein Kinderchor fiel jeweils in den Refrain ein. In Ermangelung der Orgel erfolgte die Begleitung tatsächlich mit einer Guitarre. So waren die Oberndorfer doch noch zu einem stimmungsvollen Weihnachtsgottesdienst ge-

kommen. Aber niemand, am allerwenigsten der Dichter und der Komponist, dachte oder wusste, dass nun der ganzen Welt wohl für alle Zeiten das lieblichste Weihnachtslied geschenkt sei.

Der für die Reparatur der Orgel zugezogene Orgelbauer, der um diese Zeit in Oberndorf weilte, stammte aus dem Zillertal. Auch er hörte das Lied, und es gefiel ihm so gut, dass er sich eine Abschrift machen liess, die er in seine Heimat mitnahm. Die Zillertaler waren ein sangesfreudiges Völklein, und als geschäftige Händler kamen sie in viele fremde Gegenden und Länder. Grubers Weihnachtslied war bald im ganzen Zillertal bekannt und fand von hier aus seine Verbreitung. Besonders die vier Geschwister Strasser, die als Handschuhhändler jährlich ausgedehnte Geschäftsreisen unternahmen, trugen entscheidend zum Bekanntwerden des Liedes bei. 1831 waren sie auch an der Messe in Leipzig, wo sie nebenbei als Gesangsquartett auftraten und tirolische Volkslieder hören liessen, darunter auch «Stille Nacht, heilige Nacht», das sofort höchste Beachtung und schnelle Verbreitung fand. 1834 wurde es in Leipzig als «tirolisches Volkslied» gedruckt, wobei aber einige Veränderungen unterliefen. Ueber die Schöpfer des Liedes war nur wenig Genaues bekannt, und es bestanden die verschiedensten Versionen. Im Jahre 1854 wollte ein Mitglied der königlichen Hofkapelle in Berlin der Sache nachgehen; er machte Gruber ausfindig und bat ihn um Aufschluss. In einem ausführlichen Brief vom 30. Dezember 1854 gab Gruber eine schlichte Darstellung der Entstehungsgeschichte und machte auch biographische Angaben über die beiden Verfasser. Diesem Brief fügte er auch eine authentische Abschrift der Originalfassung bei.

Im Jahre 1833 hatte Franz Gruber Gelegenheit, sich ganz der Musik zu widmen, indem er als Pfarrchor dirigent und Organist nach Hallein gewählt wurde. Er half verschiedene Liedertafeln gründen und betätigte sich immer wieder als Komponist. Auch zwei seiner Söhne (er hatte insgesamt 12 Kinder) wurden gute Musiker. Als einfacher Mann starb Gruber am 7. Juni 1863 im Alter von 76 Jahren und fand in Hallein seine letzte Ruhestätte.

An allen Stationen seines Lebens zeugen heute Gedenktafeln von seinem Wirken. In Oberndorf steht eine Gruber-Mohr-Gedächtniskapelle und seit 1918 ein künstlerisch feingestaltetes Denkmal. Wie reich er die Welt beschenkt hat, das hat Gruber bis zu seinem letzten Atemzug wohl kaum geahnt. W. B.